

Dr. Margot Berghaus

Freundschaft

– einige Thesen aus soziologischer Schicht

Es ist ein beliebtes Stilmittel wissenschaftlicher Rhetorik, ein Thema einzuleiten mit der Beueuerung, gerade auf diesem Gebiet gebe es große Forschungslücken. Wenn aber eine solche Behauptung für irgendein soziologisch interessantes Thema vor allen berechtigt ist, dann für Freundschaft. Das Freundschaftsmotiv hat zwar in der abendländischen Philosophie und Literatur eine bemerkenswerte Tradition, aber in den Wissenschaften, die heute zwischenmenschliche Beziehungen zum Gegenstand haben, findet es kaum Beachtung. Einer der wenigen Soziologen, die sich doch damit auseinandergesetzt haben, Friedrich H. Tenbruck, stellt dies schon 1964 fest – ohne daß sich seither hieran entscheidendes geändert hätte:

»Nach irgendwelchen Bemerkungen über die Freundschaft wird man heute in den Lehr- und Handbüchern unseres Faches vergeblich Ausschau halten. (...) Wesentlich sind die sozialen Institutionen, die als ein Netz von aufeinander abgestimmten sozialen Rollen ein geregeltes Zusammenleben erst ermöglichen. (...) Dem gegenüber erscheint es dann gesellschaftlich ganz unerheblich, ob wir Freunde haben oder nicht.« (Tenbruck 1964, S. 435)

Die Vernachlässigung des Themas dürfte nicht nur für die Bundesrepublik, sondern für Industriegesellschaften allgemein gelten. So wenigstens sagt Igor Kon, der Freundschaft im historischen und interkulturellen Vergleich untersucht:

»Soziologische Angaben über die Freundschaft der Erwachsenen oder der bejahrten Menschen sind äußerst dürftig und unsystematisch. Die intime freundschaftliche Kommunikation hat in jedem Alter einen hohen Wert, sie ist eins der wichtigsten Korrelate des psychischen Gleichgewichts und der Zufriedenheit mit dem Leben. (...) Freilich variiert das Verhältnis zwischen Familien-, Nachbar- und Freundschaftsbeziehungen in verschiedenen Ländern und sozialen Schichten beträchtlich.« (Kon 1979, S. 145 f)

Diese weißen Flecke auf der soziologischen Landkarte haben mich zu ein paar Überlegungen über Freundschaft angeregt. Dazu werden im folgenden einige unterschiedliche, teilweise ursprünglich recht weit auseinanderliegende theoretischen Ansätze und empirische Befunde aus der Soziologie und der Psychologie zusammengeführt und verbunden. Die Überlegungen laufen auf drei Thesen hinaus:

These 1: Freundschaft ist eine gesellschaftlich notwendige Form persönlicher Beziehungen, die positive Funktionen erfüllt: Sie trägt wesentlich

- a) zur Entwicklung der Autonomie des Einzelnen und
- b) zur allgemeinen gesellschaftlichen Integration bei.

These 2: Freundschaft wird heute vernachlässigt, es hat ein Funktionsverlust von Freundschaft stattgefunden.

These 3: Der Bedeutungsverlust von Freundschaft wirkt sich negativ auf andere Formen persönlicher Beziehungen aus, vorwiegend auf Partnerbeziehungen und familiäre Beziehungen, die den Verlust an Freundschaft auffangen sollen und dadurch überlastet werden.

Freundschaft aus soziologischer Sicht – dafür gäbe es noch eine ganze Reihe anderer, ebenfalls ergiebiger Ansatzpunkte und Betrachtungsperspektiven, die in den drei Thesen nicht angesprochen sind. Die können aber bei dieser Gelegenheit nicht weiter verfolgt, höchstens angedeutet werden:

In der zitierten Passage von Kon wird darüber geklagt, daß speziell die Freundschaftsbeziehungen erwachsener und älterer Menschen zu wenig wissenschaftliches Interesse finden. Tatsächlich ist das Thema bei Untersuchungen über Kinder und Jugendliche nicht völlig ausgepart, sondern wird manchmal, vor allem im Rahmen von peer-group-Forschung, immerhin am Rande mit erfaßt (zum Überblick vergl. z. B. Schäfers 1982 und Krappmann 1980). In dem Entwurf, der hier nun vorgestellt werden soll, bleiben solche Abgrenzungen nach Altersphasen weitgehend unberücksichtigt. Es geht mir vielmehr um Freundschaft als eine wesentliche Form persönlicher Beziehungen während der ganzen Biographie einschließlich des gesamten Erwachsenenlebens und des Alters.

Der sicherlich wichtige Aspekt der Differenzierung von Freundschaft und ihrer Funktionen für verschiedene Altersstufen tritt hier also in den Hintergrund. Außerdem werden strukturelle Gesichtspunkte vernachlässigt. Unter dem Begriff Freundschaft können ja ganz verschiedene Formen und Intensitätsstufen gefaßt sein: Freundschaft zu zweit, zu dritt, in der Kleingruppe, in einem größeren Kreis. Die Untersuchung solcher bezeichnender Merkmale von sozialen Grundfigurationen spielt bei Georg Simmel in seiner Charakterisierung der Dyade und der Dreierformation, wo er auch auf die Freundschaft zu sprechen kommt, eine Rolle (Simmel 1968, S. 69 ff; vergl. auch S. 268 ff) und steht in der Beziehungslehre Leopold von Wieses ebenfalls im Vordergrund (v. Wiese 1933, S. 462 ff). Ferner kann man Freundschaft danach unterscheiden, ob sie unorganisiert oder im institutionellen Rahmen eines Vereins gepflegt wird. Auch traditionelle Bünde, meistens Jugend- und Männergemeinschaften, lassen sich sicher als Freundesgruppen im weitesten Sinn verstehen und aus diesem Blickwinkel analysieren. Außerdem könnte man zwischen instrumenteller und expressiver Freundschaft differenzieren, je nachdem, ob die Freunde sich über etwas Drittem finden, über einem objektiven Zweck wie etwa einem gemeinsamen idealen Ziel (wie es meistens bei Bünden der Fall ist) oder einem gemeinsamen Steckenpferd, oder ob der Zweck eher in der gegenseitigen Zuwendung selbst liegt. Bei Literatur zu diesem Thema ist es nicht ungebräuchlich, mit der Unterscheidung verschiedener Muster, Formen und Intensitäten von Freundschaft zu beginnen. So geht z. B. Siegfried Kracauer in seinem Essay über Freundschaft vor, wo er neben der eigentlichen Freundschaft noch die Kameradschaft, die Fachgenossenschaft und die Bekanntschaft als verwandte Beziehungsarten nennt (Kracauer 1971).

Diese Differenzierungen stellen sicher fruchtbare Ansätze für die weitere Auseinandersetzung mit dem Thema dar. Ich will sie aber an dieser Stelle außer Acht lassen und »Freundschaft« als Sammelbegriff verstehen, der alle möglichen Variationen derartiger Beziehungen einschließt, sofern sie sich als »persönlich, gegenseitig und gleich oder gleichrangig« klassifizieren lassen. Diese Abgrenzung erhebt nicht den Anspruch einer allgemeingültigen Definition. (Die wäre mir bei einem so traditionsreichen Begriff, der ständigem sozialem Wandel unterliegt, zu schwierig.) Sie legt nur fest, wie der Begriff hier verstanden und gebraucht wird:

– Freundschaft ist eine *persönliche* Beziehung. Tenbruck definiert das so:

»Persönlich sind alle Beziehungen, welche Menschen auf der Breite des Daseins und nicht vorwiegend oder ausschließlich in engen, zweckbestimmten und leistungsorientierten Rollen zusammenführen«. (Tenbruck 1964, S. 431)

Zwischen Freunden gibt es also keine gesellschaftlich fixierten, verbindlichen Rollenerwartungen, sondern die Beteiligten selbst handeln die Art ihres Umgangs miteinander aus. Dies wird in freundschaftlichen Beziehungen innerhalb von Institutionen und Vereinen relativ schwächer ausgeprägt sein, trotzdem soll es hier als Definitionsmerkmal gelten.

– Eine Freundschaftsbeziehung ist *gegenseitig*. Damit ist gemeint, daß die Beteiligten durch freie Wahl in gegenseitiger Zuneigung sich einander zuwenden. Der Gesichtspunkt der Zuneigung impliziert auch eine gewisse Dauer der Bindung.

– Freunde sind einander *gleich* bzw. *gleichrangig*. Es handelt sich um eine relative Gleichheit; deswegen wird sonst auch oft von Ähnlichkeit gesprochen (vergl. z. B. Hofstätter 1973, S. 328 ff). Die relative Gleichheit betrifft vor allem drei Kriterien: Freunde sind meistens ungefähr gleichaltrig oder wenigstens aus derselben Generation. Außerdem gehören sie in der Regel demselben Geschlecht an. Es sind also keine sexuellen Verbindungen gemeint; eine erotische Komponente ist allenfalls latent vorhanden. Und schließlich sind sie üblicherweise einander nicht hierarchisch über- und untergeordnet (vergl. dazu Aristoteles 1960, S. 179 ff).

Zu These 1:

Freundschaft ist eine gesellschaftlich notwendige Form persönlicher Beziehungen, die positive Funktionen erfüllen. Sie trägt wesentlich zur Entwicklung der Autonomie des Einzelnen und zur allgemeinen gesellschaftlichen Integration bei.

Welche Art von sozialen Beziehungen braucht der Mensch eigentlich, um sich als Individuum zu einer autonomen Persönlichkeit zu entfalten und um gleichzeitig zum Gedeihen der Gemeinschaft, in der er lebt, beizutragen?

Für Emile Durkheim ist es die zentrale Frage der Soziologie überhaupt, durch welche Kräfte die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft in die Gesellschaft integriert werden. Es ist dies im weitesten Sinn die Frage nach der Entstehung einer gemeinsamen Moral, durch die eine Gesellschaft gebildet und geeint wird und der sich zu unterwerfen viele Menschen gemeinsam bereit sind. Eine solche Moral bindet die isolierten Einzelnen in die Gesellschaft ein.

Vom Individuum ausgehend hat sich der Entwicklungspsychologe Jean Piaget mit derselben Frage befaßt. Am Beispiel von Kindern beim Murmelspiel untersucht er »das moralische Urteil beim Kinde« und findet heraus, wie ein moralisches Regelsystem, das bei allen am Spiel Beteiligten Anerkennung findet, von den Kindern selbst ausgehandelt wird. Er stellt zwei qualitativ verschiedene Relationsweisen des Kindes fest, nämlich erstens die zu den Eltern oder Erwachsenen überhaupt und zweitens die zu gleichaltrigen Spielkameraden. Daraus leitet er zwei Arten kindlicher Moral und dann Moral des Menschen überhaupt ab und spricht in Anlehnung daran von zwei Typen gesellschaftlicher Beziehungen.

Nach Piaget entwickelt sich zunächst, durch die Beziehung des Kindes zum Erwachsenen, die Moral des Zwanges oder der reinen Pflicht, der Heteronomie, und später – durch den Umgang mit Spielkameraden – die der Zusammenarbeit mit dem Prinzip der Solidarität, der gegenseitigen Achtung, der Autonomie des Gewissens und der subjektiven Verantwortlichkeit. Was in der gegenseitigen Zuwendung zwischen Gleichrangigen – nämlich der Kinder untereinander – entsteht, hat eine prinzipiell eigenständige Qualität, die durch die Beziehung zwischen Eltern und Kind und im übertragenen Sinn zwischen Übergeordnetem und Untergeordnetem nicht erreicht werden kann. Piaget sagt,

»daß das Gerechtigkeitsgefühl, wenn es auch durch Vorschriften und das praktische Beispiel des Erwachsenen verstärkt werden kann, zum guten Teil unabhängig von diesen Einflüssen ist und zu seiner Entwicklung nur der gegenseitigen Achtung und Solidarität der Kinder untereinander bedarf. Häufig drängen sich die Begriffe von Recht und Unrecht dem kindlichen Bewußtsein trotz und nicht durch den Erwachsenen auf. Im Gegensatz zu einer solchen, zuerst von außen aufgedrängten und von dem Kind lange nicht verstandenen Regel, wie etwa nicht

zu lügen, ist das Gebot der Gerechtigkeit eine Art immanente Bedingung oder Gleichgewichtsgesetz der gesellschaftlichen Beziehungen.« (Piaget 1981, S. 223 f)

Die Gleichheitsbeziehung ist eine reifere Form menschlicher Beziehungen als die hierarchische Ungleichbeziehung. Piaget meint sogar, daß dieses Gleichheitsstreben dem Menschen nicht angezogen, sondern in ihm a priori vorhanden ist:

»Sobald das Individuum sich vom Druck der Älteren befreit, strebt es zur Zusammenarbeit als zur normalsten Form des gesellschaftlichen Gleichgewichts.« (Piaget 1981, S. 113)

Im Gegensatz zu Durkheim ist er der Auffassung, daß Zwang und Zusammenarbeit grundsätzlich nicht vereinbar sind, daß also aus Pflicht nie eine wirklich hoch entwickelte Moral entstehen kann, die Gerechtigkeit, Autonomie und Anerkennung von Prinzipien wie Solidarität und Demokratie einschließt. Man kann also festhalten, daß sich solche sozialen Qualitäten des Menschen wie Autonomie und Respekt vor der Autonomie des anderen in Beziehungen zu Gleichaltrigen, Gleichrangigen entwickeln und daß ein wesentliches Moment die freiwillige Hinwendung zum anderen ist, denn Piaget spricht ja von Autonomie im Gegensatz zum Zwang. Das heißt, es sind Beziehungen gefragt, wo Gleichheit und Gegenseitigkeit bestehen – also Qualitäten, die vor allem die Freundschaft definieren.

In familiären Beziehungen, vor allem in der Partnerbeziehung zwischen Mann und Frau – die ich in der hier vorgenommenen groben Zweiteilung in Familie einerseits, Freundschaft andererseits zu familiären Beziehungen rechne – sind zwar in der Regel die entscheidenden Merkmale Gleichheit und Gegenseitigkeit ebenfalls vorhanden, aber doch nicht in der klaren Ausprägung wie in der Freundschaft. In der Familie gibt es einerseits die Generationsachse zwischen Eltern und Kindern, die immer – auch bei noch so »antiautoritärer« Erziehung – mit einer Hierarchie verbunden ist, andererseits in der Partnerschaft zwischen Mann und Frau die Geschlechtsachse mit entsprechenden, anscheinend nicht so leicht ausrottbaren Rollenfixierungen. Dadurch werden die Prinzipien Gleichheit und Gegenseitigkeit hier verdeckt, während sie in Freundschaftsbeziehungen unverstellte Priorität haben.

Die Relevanz der Prinzipien Gleichheit und Gegenseitigkeit für die Entwicklung einer gesunden Persönlichkeit haben vor allem amerikanische Psychologen und Psychoanalytiker häufig betont. Bis auf wenige Ausnahmen (vergl. z. B. Erikson 1966, S. 214 ff) stehen dabei aber nur Kinder und Jugendliche im Vordergrund; eine Übertragung auf Erwachsene müßte noch geleistet werden. So hat z. B. Youniss die Funktion von Freundschaftsbeziehungen bei Kindern untersucht und dabei den Gleichheitsbegriff präzisiert, indem er feststellt, wie das Prinzip der Gleichheit von ihnen verstanden und aktualisiert wird: Es kommt weniger darauf an, gleich zu sein, als vielmehr sich gegenseitig gleich zu behandeln. Sie messen Gleichheit also nicht als Zustand, sondern als Einsatz, als Aktivität im sozialen Handeln (Youniss 1982, S. 96). Sullivan unterstreicht besonders das »Bedürfnis nach interpersonaler Intimität« zwischen Gleichen, Gleichrangigen und die Chance, soziale Fehlhaltungen zu korrigieren, und zwar ohne Kontrolle durch Außenstehende, Höherrangige (Sullivan 1983, S. 278 ff).

Außer diesen psychologischen Erkenntnissen gibt es mindestens eine weitere eindrucksvolle Instanz, die man sehr wohl als Beleg für die Bedeutung dieser Bindungsart zitieren darf, nämlich die abendländische Philosophie, Ethik und Dichtung – von der Antike bis in die deutsche Klassik und Romantik. Das geht von den Vorsokratikern (Empedokles) über Platon, Aristoteles, Epikur, Cicero usw., über Montaigne, Spinoza, Thomasius bis Klopstock, Schlegel, Schleiermacher, Jean Paul, Kant, Hegel, Schopenhauer, die alle dieses Thema behandelt haben.

Meistens ist in irgendeiner Weise – wie bei Piaget aus psychologischer Sicht – die moralische Wirkung der Freundschaft betont. Aber nicht nur dies: auch das Schöne, Beglückende, Ange-

nehme spielt eine Rolle. Aristoteles sagt in der Nikomachischen Ethik: »Der Mensch, der glücklich sein soll, braucht wertvolle Freunde« (Aristoteles 1960, S. 212). Er würde also auf die Ausgangsfrage »Welche Beziehungen braucht der Mensch« möglicherweise antworten: »Familie vielleicht, Freunde sicher«. Außerdem ist oft von dem Nützlichen der Freundschaft die Rede: daß sie planvoll zur Konfliktvermeidung eingesetzt werden kann. Der Dreiklang Moral, Annehmlichkeit und Nützlichkeit durchzieht seit Aristoteles die philosophische Freundschaftsliteratur bis in die christliche Sittenlehre und die Aufklärung hinein.

Noch ein anderes Grundmotiv zieht sich seit Aristoteles durch die Literatur: der Freund ist das andere Ich, alter ego. In diesem Bild ist das Gleichheitsprinzip prägnant zum Ausdruck gebracht. Montaigne hat von dem Wunder gesprochen, sich im Freund zu verdoppeln (Montaigne 1960, S. 20). Auch dieses Motiv läßt sich sehr gut mit psychologischen und soziologischen Theorien der Identitätsfindung verbinden:

So heißt es z. B. bei Simmel, daß sich die »Persönlichkeit« oder »das Ich« dadurch seiner »Einheit bewußt« wird, daß sich in ihm »mannigfaltige Gruppeninteressen« treffen (Simmel 1968, S. 313). Der einzelne erfährt seine Identität durch andere Menschen. George Herbert Mead geht noch einen Schritt weiter (Mead 1968, S. 182f). Für ihn komplettiert sich nicht nur, sondern konstituiert sich menschliches Bewußtsein aus sozialen Erfahrungen. Es existiert also nicht das Subjekt auf der einen Seite und die Gesellschaft auf der anderen, sondern das subjektive Ich entsteht dadurch, daß sich der einzelne als Objekt aus der Sicht der anderen wahrnimmt. Solche Identifizierungen können nicht nur in der Familie, in der Beziehung zwischen Eltern und Kind, ablaufen, dann würde ja nur die »heteronome Moral« (nach Piaget) zustandekommen. Außerdem wären die vielen psychosozialen Entwicklungsprozesse eines erwachsenen Menschen während seines gesamten Lebens, bis ins Alter hinein, nicht ausreichend erklärbar.

Hinzu kommt ein weiterer Aspekt: Bei Einschränkung auf überwiegend familiäre Erfahrungen wäre der gesamtgesellschaftliche Zusammenhalt gefährdet; Familien oder Verwandtschaftsverbände könnten sich zu nebeneinander bestehenden Miniaturgesellschaften entwickeln. Nur durch Verbindungen hinaus aus der Familie kann gesellschaftlicher Zusammenhalt geschaffen werden. Eine wesentliche Schiene für solche gesamtgesellschaftliche Verschränkung ist – durch das Inzestverbot – Partnerschaft und Heirat, eine andere ist Freundschaft.

Zu These 2:

Freundschaft wird in unserer Gesellschaft heute vernachlässigt. Es hat ein Funktionsverlust von Freundschaft stattgefunden.

Nach bisherigen Erkenntnissen scheint es in allen Gesellschaften auch immer freundschaftliche Beziehungen zu geben. Der Ethnograph Cohen hat rund 50 Gesellschaften untersucht und in allen – verschieden ausgeprägt – solche Bindungen festgestellt (Cohen 1961, S. 355 ff). Selbstverständlich sind die Typen von Freundschaft je nach gesellschaftlichem Entwicklungsstand ganz unterschiedlich.

Wenn Freundschaft nach Gesellschaftsformen oder, wie im weiter oben wiedergegebenen Zitat von Kon formuliert, nach Ländern und sozialen Schichten variiert, so bedeutet dies, daß sie mit der Sozialstruktur zusammenhängt und sozialem Wandel unterliegt. Auch Tenbruck geht davon aus, entwickelt das aber nicht am interkulturellen, sondern am historischen Vergleich. In seinem Aufsatz (oder »Essay«, wie er es nennt) untersucht er – gestützt auf geisteswissenschaftliche Quellen – vorwiegend die Antike und die sogenannte Deutsche Epoche von

1750 bis 1850 und kommt zu dem Ergebnis, daß die beiden Epochen gekennzeichnet sind einerseits durch besondere Freundschaftsbildung, ja »Freundschaftskult«, andererseits durch »größere soziale Differenzierung und Heterogenität« und »Freistellung der Individuen« (Tenbruck 1964, S. 443).

Hans Peter Thurn, der Freundschaft als einen Teil der Alltagskultur versteht und analysiert, sieht ähnliche Zusammenhänge. Im Vergleich zwischen Gesellschaft und Freundschaftsausprägungen kommen Tenbruck und Thurn zu folgenden Gesetzmäßigkeiten und Thesen:

- Je mehr Möglichkeiten der einzelne in einer Gesellschaft hat, desto größer ist die Gefahr von Unsicherheit und Desorganisation.

- Je weniger eine Orientierung an Rollen zur Handlungsorientierung des gesamten Individuums ausreicht, desto wichtiger werden persönliche Beziehungen, also auch Freundschaft.

- Freundschaft bedeutet Stabilisierung des Daseins in einer sozial heterogenen Welt (Tenbruck 1964, S. 440 f).

- Zeiten »vermehrten sozialkulturellen Wandels« und »gesellschaftsformativer Zergliederung« bringen mit sich:

1. mehr Einsamkeit

2. mehr Versuche zur Bewahrung der »mikroweltlich bewährten Sozialaggregate« wie z. B. Freundschaft (Thurn 1980, S. 116).

Danach ist Freundschaft eine Art Hafen der Sicherheit in einer unstabilen, unsicheren Welt, wo der Mensch nur zu oft nicht als ganze Person, sondern lediglich in »engen, zweckbestimmten und leistungsorientierten Rollen« gefragt ist (Tenbruck 1964, S. 431).

Wenn diese Annahmen zutreffen, müßte in unserer heutigen Gesellschaft Freundschaft ganz besonders wichtig genommen werden. In Wirklichkeit ist das aber nicht so. Im öffentlichen und kulturellen Bewußtsein werden solche Wünsche nach Stabilität, Sicherheit und ganzheitlicher Begegnung überwiegend an die Partnerbeziehung und dann an die Familie geknüpft. Freunde, Freundschaften sind im praktischen Lebensvollzug und in der Reflexion darüber zu einer Nebensache geraten; sie sind weder aus der Sicht der meisten Erwachsenen ein hervorragendes Lebensziel noch aus der Sicht der Sozialwissenschaften ein zentraler gesellschaftlicher Integrationsfaktor oder ein wesentliches Strukturmerkmal menschlichen Zusammenlebens. Alle Wünsche und Ziele sind auf den familiären Bereich und da auf die Kernfamilie oder, um noch genauer zu sein, auf die sexuelle Partnerschaft, die »Zweierbeziehung« gerichtet. Hier hat sich ein großer Konzentrierungs- und Intimisierungsprozeß abgespielt. Diese Konzentrierung hat viel Aufmerksamkeit gefunden: Begriffe wie »Funktionsverlust« oder »Funktionsveränderung der Familie« sind fast schon umgangssprachlich vertraut. Daß aber entsprechende Veränderungen bei den Freundschaftsbeziehungen erfolgt sind, wird kaum bemerkt. Man könnte analog von einem »Funktionsverlust der Freundschaft« sprechen.

Die geringe Beachtung der Freundschaft läßt sich sowohl in der wissenschaftlichen Literatur als auch im Alltagsbewußtsein und in der Alltagskultur erkennen. Selbst bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die in der Ablösung von der Herkunftsfamilie und vor der eigenen Familiengründung traditionell eine Phase besonders intensiver Freundschaften durchleben, scheint diese Beziehungsart zurückgedrängt – zugunsten stärkerer Orientierung an der »Clique« und früherer und festerer Bindung an einen Partner (vergl. z. B. Jugend 81, 1981, und Mädchen 82, 1982).

Die eine Entwicklungsrichtung hin zur Clique ist schon vor fast 20 Jahren von Schelsky beobachtet worden. In seiner »Skeptischen Generation« äußert er sich in dieser Weise, wenn er von der Tendenz zu »einer unverbindlicheren Kameradschaft« unter Jugendlichen spricht

(Schelsky 1957, S. 371). Und am weitesten fortgeschritten sind solche Erscheinungen wohl in den USA, wenigstens wenn man Riesmans Ausführungen in der »Einsamen Masse« folgt, wonach der Jugendliche des außen-geleiteten Charaktertypus, der sich in den großen Städten entwickelt, fast schon zwanghaft an den Gruppen der Gleichaltrigen orientiert ist – in einer Weise, die von Freundschaft nach der hier verwendeten Definition zu sprechen wohl kaum noch erlaubt (Riesman 1977, S. 84 f).

Die zweite Entwicklungsrichtung der Freundschaft ist die zur sexuellen, intimen Zweierbeziehung. Die deutliche Abgrenzung zwischen dem, was einerseits unter Freundschaft (in dem auch hier geteilten traditionellen Sinn) und andererseits der sexuellen Partnerschaft verstanden wird, ist anscheinend in Auflösung begriffen. Ein Zeichen dafür ist schon der heutige Gebrauch des Begriffs »Freund« oder »Freundin« in beiden Bedeutungen.

Margaret Mead hat dieser Tendenz festgestellt und interpretiert (Mead 1967). Danach wurde »früher« zumindest von Jungen erwartet, in ihrer Jugend feste Freundschaften mit einem oder mehreren anderen Jungen zu begründen; Freundschaften, die dann ein Leben lang andauern. Diese Jugendfreundschaften waren der Ort, wo tiefe menschliche Nähe zwischen Gleichaltrigen zuerst erfahren und geübt wurde. Heute jedoch sind schon in jungen Jahren Beziehungen zum anderen Geschlecht erlaubt und werden sogar erwartet. Dadurch hat sich der Zeitraum zur Entfaltung fester Freundschaften zwischen Personen des gleichen Geschlechts verkürzt. Die produktiven, persönlichkeitsstabilisierenden und sicherheitsgewährenden Möglichkeiten, die solche Freundschaften bieten, sind damit genommen.

These 3:

Der Bedeutungsverlust von Freundschaft wirkt sich negativ auf andere Formen persönlicher Beziehungen aus, vorwiegend auf Partnerbeziehungen und familiäre Beziehungen, die den Verlust an Freundschaft auffangen sollen und dadurch überlastet werden.

Alle Bedürfnisse, die ehemals einerseits in der Freundschaft, andererseits in der sexuellen Partnerschaft, Ehe und Familie eingebracht und verwirklicht werden konnten, sind heute fast ausschließlich auf die Liebes- und Partnerbeziehung und auf die Intimgruppe des engsten Familienkreises ausgerichtet.

Man könnte natürlich argumentieren, daß dies bedeutet: »Freundschaft ist heute gar nicht mehr nötig. Durch Auflösung der festen Geschlechtsrollen, durch einen gewandelten Umgang der beiden Geschlechter miteinander, durch partnerschaftliche Beziehungen zwischen Mann und Frau und sogar zwischen Eltern und Kindern können die Bedürfnisse nach Freundschaft schließlich innerhalb der Familie befriedigt werden«.

Daran mag etwas Wahres sein. Aber nach meinem Verständnis – durch eigene Befragungsergebnisse gestützt (vergl. Berghaus 1985) – bedeutet die Konzentration persönlicher Beziehungen einseitig auf den familiären und Partnerbereich eine sehr große Belastung, ja sogar Überforderung dieses Bereichs.

Die vielen Scheidungen, Trennungen, Partnerwechsel und Suche nach neuer Partnerbindung signalisieren ja nicht, daß derartige Beziehungen leicht genommen werden. Sie signalisieren häufig eher eine Überschätzung der grundsätzlichen Möglichkeiten, die in einer Partnerschaft normalerweise ausgelebt werden können. Je unpersönlicher die allgemeinen gesellschaftlichen Kontakte sich heute gestalten, desto größer wird der Wunsch, sich in der höchst persönlichen Partnerbeziehung umfassend aufgehoben zu fühlen. Erhofft wird vom Partner »alles«: die totale Intimität, Gemeinsamkeit aller Interessen, Harmonie auf allen Ebenen. Bleibt die Realität hinter diesem Ideal zurück, dann scheint Partnerwechsel die Lösung.

Welche Instanzen und Personen aber können die Trennungsfolgen auffangen – da keine andere menschliche Nähe wirklich gepflegt wurde?

So bringt eine völlige Konzentrierung auf die Partnerschaft und die Kleinfamilie zwei Effekte hervor, die einer Sicherung der ersehnten persönlichen Beziehungen gerade entgegenstehen: Erstens werden Partnerschaft und Kleinfamilie durch erhöhte Erwartungen überfordert und destabilisiert; und zweitens werden andere Bindungen vernachlässigt, die dann fehlen, wenn Hilfe in möglichen Problemsituationen und bei der Bewältigung von Verlusten, falls tatsächlich doch Partnerschaft und Familie auseinanderbrechen, nötig werden sollte.

Der Wandel der Familie, der zuerst von Durkheim festgestellt wurde, hat verschiedene Veränderungen mit sich gebracht: Die Zahl der Familienmitglieder hat abgenommen; schon dies bedeutet eine Schwächung der Familie als gesellschaftlich integrierender Kraft. Außerdem hat die Intensität der emotionalen Bindung in dieser restlichen »Kernfamilie« zugenommen. Dadurch entsteht mehr Spannung nach Innen und eine größere Abgrenzung nach Außen, also eine größere Kluft zwischen der kleinen Intimgruppe und der Gesellschaft. Luhmann (1983) und Sennett (1983) haben nachgewiesen, wie sich im sozialen Wandel die Kluft zwischen intimen, persönlichen und gesellschaftlichen, unpersönlichen Beziehungen vertieft – zu Lasten der Stabilität im privaten Lebensbereich und damit auch zu Lasten des gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalts.

Schon Durkheim hat nach einer neuen Instanz gesucht, um die Integrationsschwäche der Familie auszugleichen. Ihm erschien die Berufsgruppe geeignet, den einzelnen wieder fester in die Gemeinschaft einzubinden und die Gesellschaft dadurch aus ihrer »moralischen Miserie« zu befreien (Durkheim 1983, S. 446 ff). Ich meine, diese Aufgabe wäre am besten durch eine Wiederbelebung des Freundschaftskonzepts zu lösen. Freundschaften könnten eine vermittelnde Position zwischen den unpersönlichen Gesellschaftsbeziehungen und den ganz persönlichen Intimbeziehungen einnehmen. Freundschaften passen sich der Komplexität und Differenziertheit der modernen Gesellschaft an, die sich in der Individualität des modernen Menschen spiegeln. Denn in mehreren Freundschaften kann ein Mensch seinen verschiedenen Interessen nachgehen, kann er verschiedene Seiten seiner Persönlichkeit ausleben, für die er in seiner Partnerschaft und in seiner Familie zufällig keine Resonanz findet. Er ist relativ wenig eingengt und kann sich trotzdem geborgen fühlen. Um Partnerschaft und Kleinfamilie gruppiert bilden die Freundschaftsbeziehungen gleichsam eine »neue Großfamilie« aus freier Wahl und ohne Enge.

Literatur

- Aristoteles, 1960: *Nikomachische Ethik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 2. durchges. Aufl.
- Berghaus, Margot, 1985: *Partnersuche – angezeigt. Zur Soziologie privater Beziehungen*. Berlin: Ullstein
- Cohen, Yehudi A., 1961: *Social Structure and Personality. A Casebook*. New York: Holt 1961
- Durkheim, Emile, 1983: *Der Selbstmord*. Frankfurt / M: Suhrkamp
- Erikson, Erik H., 1966: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt / M: Suhrkamp
- Hofstätter, Peter R., 1973: *Einführung in die Sozialpsychologie*. Stuttgart: Kröner 5. durchges., verb. Aufl.
- Jugend 81, 1981: *Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder*. Hamburg: Jugendwerk der Deutschen Shell
- Kon, Igor S., 1979: *Freundschaft. Geschichte und Sozialpsychologie der Freundschaft als soziale Institution und individuelle Beziehung*. Reinbek: Rowolt
- Kracauer, Siegfried, 1971: *Über die Freundschaft. Essays*. Frankfurt / M: Suhrkamp
- Krappmann, Lothar, 1980: *Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen*. In: K. Hurrelmann, D. Ulrich (Hg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim, Basel: Beltz, S. 443-468
- Lazarsfeld, Paul F., und Robert K. Merton, 1954: *Friendship as Social Process*. In: M. Berger u. a. (Hg.): *Freedom and Control in Modern Society*. Toronto usw.: Van Nostrand, S. 18-66

- Lewis, Michael, und Leonard A. Rosenblum (Hg.), 1975: *Friendship and Peer Relations*. New York usw.: Wiley and Sons
- Luhmann, Niklas, 1983: *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt / M: Suhrkamp 2. Aufl.
- Mädchen 82, 1982: hg. von der Redaktion Brigitte. Hamburg: Deutsches Jugendinstitut
- Mead, George H., 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus*. Frankfurt / M: Suhrkamp
- Mead, Margaret, 1980: *Loneliness, Autonomy, and Interdependence in Cultural Context*. In: J. Hartog u. a. (Hg.): *The Anatomy of Loneliness*. New York: International Universities Press, S. 394–405
- Montaigne, Michel de, 1960: *Von der Freundschaft*. Wiesbaden: Insel
- Piaget, Jean, 1981: *Das moralische Urteil beim Kinde*. Frankf / M: Suhrkamp 4. Aufl.
- Riesman, David, 1977: *Die einsame Masse*. Hamburg: Rowohlt 16. Aufl.
- Schäfers, Bernhard, 1982: *Soziologie des Jugendalters*. Opladen: Leske und Budrich
- Schelsky, Helmut, 1957: *Die skeptische Generation*. Düsseldorf, Köln: Diederichs
- Sennett, Richard, 1983: *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*. Frankfurt / M: Fischer
- Simmel, Georg, 1968: *Soziologie*. München, Leipzig: Duncker und Humblot 5. Aufl.
- Sullivan, Harry S., 1983: *Die interpersonale Theorie der Psychiatrie*. Frankfurt / M: Fischer
- Tenbruck, Friedrich H., 1964: *Freundschaft. Ein Beitrag zu einer Soziologie der persönlichen Beziehungen*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 16, S. 431-456
- Thurn, Hans Peter, 1980: *Der Mensch im Alltag. Grundrisse einer Anthropologie des Alltagslebens*. Stuttgart: Enke
- Wiese, Leopold von, 1933: *System der Allgemeinen Soziologie als Lehre von den sozialen Prozessen und den sozialen Gebilden der Menschen*. München, Leipzig: Duncker und Humblot 2. neubarb. Aufl.
- Youniss, James, 1982: *Die Entwicklung und Funktion von Freundschaftsbeziehungen*. In: W. Edelstein, M. Keller (Hg.): *Perspektivität und Interpretation*. Frankf / M: Suhrkamp, S. 78-109

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1989

Band/Volume: [1989](#)

Autor(en)/Author(s): Berghaus Margot

Artikel/Article: [Freundschaft - einige Thesen aus soziologischer Schicht 71-79](#)